Der Wandel des Gedenkens an den 9. November 1938 seit Kriegsende

Vortrag am 09.11.2015

FOLIE 1 Zeitsprung – 70 Jahre zurück. Es ist der 9. November 1945 in München. Ein Freitag ohne besondere Vorkommnisse. Gut sechs Monate sind verstrichen, seit amerikanische Soldaten München besetzt und – weitgehend unblutig – das unselige Kapitel „Hauptstadt der Bewegung“ beendet haben. Und doch findet man im Stadtbild immer noch Relikte des alten Regimes. Der aufmerksame Beobachter stößt auf Reklameschilder, die nach wie vor den „Völkischen Beobachter“ als die „führende Zeitung“ Deutschlands anpreisen. Und die Fassade des ehemaligen Luftgaukommandos in der Prinzregentenstraße wird weiterhin von einem martialischen Reichsadler mit Hakenkreuz geschmückt, ohne dass sich groß jemand daran stört. Die „Entnazifizierung“ des öffentlichen Raums vollzieht sich schleppend. Die „Entnazifizierung“ in den Köpfen wird noch wesentlich mehr Zeit benötigen.

Gerade einmal sieben Jahre ist es her, dass in Deutschland Synagogen brannten, Schaufenster eingeworfen, Geschäfte geplündert, Menschen gedemütigt und ermordet wurden. Sieben Jahre. Kein langer Zeitraum, möchte man meinen. Die Erinnerung könnte also noch frisch sein an jene Nacht im November 1938, die

Angst und Schrecken über die jüdischen Deutschen brachte.

Wie gegenwärtig ist jetzt, im November 1945, die Erinnerung an diese Ereignisse? Was bewegt die Münchnerinnen und München an diesem Datum der Schande, sieben Jahre danach?

Der Alltag wird – natürlich – von den Sorgen und Nöten bestimmt, die das Leben in einer kriegszerstörten Stadt mit sich bringt. Die Probleme der Gegenwart prägen das Leben, das HEUTE dominiert. Die nationalsozialistische Vergangenheit wird, so gut es geht, weggeblendet. Inmitten dieser von Zerstörung und Trümmern geprägten Szenerie wird tatsächlich auch über den 9. November 1938 gesprochen. Aber doch anders, als zu erwarten wäre. Denn es ist keineswegs ein Gefühl der Scham, der Betroffenheit oder des mitfühlenden Gedenkens, das die Menschen bewegt. Im Gegenteil. Die Erinnerung an die „Reichskristallnacht“ wird von einer bizarren Verschwörungstheorie überlagert.

Seit einiger Zeit schon machen wilde Gerüchte die Runde, wonach die amerikanischen Besatzungsbehörden den zahllosen *Displaced Persons* an diesem Tag freie Hand lassen werden – „als Vergeltung für den Judenpogrom (…) 1938“, wie in der Münchner Stadtchronik zu lesen ist. Deutsche, so heißt es, seien an diesem Tag Freiwild, schutzlos den Plünderungen und einem Rachefeldzug der

Überlebenden der Lager ausgeliefert. Es ist ein wüstes Gerücht, eine bizarre Kolportage voll böser, auch antisemitischer Polemik gegen die Überlebenden. Doch in der verunsicherten Stadtbevölkerung fällt die Behauptung von der Rache der „KZler“ – wie man die Überlebenden der Lager abschätzig nennt – auf fruchtbaren Boden. Tatsächlich passiert an den spätherbstlichen Novembertagen des Jahres 1945 nichts dergleichen. Es bleibt ruhig in der Stadt. Die erleichterten Münchnerinnen und Münchner können bald wieder zum Tagesgeschäft übergehen. Im November 1945, dem *Jahr Eins* nach der Zerschlagung des NS-Regimes gibt es keine Plünderungen von Überlebenden. Aber: Es findet in München auch keine Gedenkfeier zur Erinnerung an die „Reichskristallnacht“ statt.

Erst im Jahr darauf erinnert man an die Pogrome von 1938. Am 9. November 1946 wird auf dem Neuen Israelitischen Friedhof an der Garchinger Straße ein Gedenkstein für die „Jüdischen Opfer des Faschismus“ enthüllt – im Beisein hoher Repräsentanten des Staates und der Stadt sowie der beiden großen Kirchen. Ein zögerlicher Anfang ist damit gemacht. Aber noch ist es kein öffentliches Gedenken, kein Bekenntnis der Stadtgesellschaft in ihrer Breite, sondern eine Veranstaltung in der Abgeschiedenheit eines Friedhofes, gewissermaßen im gesellschaftlichen Abseits, unter Ausschluss der Öffentlichkeit.

Es ist erstaunlich – und irgendwie auch nicht – dass weitere fünf Jahre bis zur nächsten Gedenkveranstaltung vergehen. Erst 1951 organisiert die Münchner *Lessing-Gesellschaft* eine Kundgebung im Plenarsaal des Bayerischen Landtags – „zur Förderung der Toleranz“, wie es heißt. Prominente aus dem kulturellen Leben stehen an diesem Abend auf der Bühne. Die Schriftstellerin Luise Rinser spricht über „Antisemitismus – gestern und heute“. Ausgerechnet Rinser, die 1934 mit einer hymnischen Dichtung dem „Führer“ gehuldigt hatte. Der Emigrant Fritz Kortner liest Émile Zolas legendärem Brief zum Fall Dreyfus (J'accuse!). Und der von der Gestapo schikanierte katholische Geistliche Emil Muhler ruft auf zum „Mut zur Erinnerung“. Dieser Appell des ehemaligen Widerstandskämpfers ist vielsagend, unterstellt er doch, dass es im Jahr 1951 nicht nur der Bereitschaft, sondern eben auch des Mutes bedurfte, um die Erinnerung wachzuhalten.

FOLIE 2 Die hochkarätig besetzte Veranstaltung im Bayerischen Landtag ist im Grunde der Auftakt einer sich langsam verstetigenden Gedenkkultur, durch die der 9. November bald als ein festes Datum des Erinnerns etabliert wird. Ohne das Engagement von Vereinen, Verbänden und geschichtssensiblen Gruppierungen wäre es soweit freilich nicht gekommen. In den 1950er Jahren ist es vor allem die bemerkenswert aktive *Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit*, die unermüdlich mit Veranstaltungen dem

Vergessen und Verdrängen entgegenarbeitet. Wenn wir den treibenden Kräften Namen geben wollen, so müssen wir vor allem den engagierten Münchner Stadtschulrat Anton Fingerle und den Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde, Julius Spanier, nennen. Sie sind es, die unablässig eine glaubwürdige Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Vergangenheit einfordern. Das hartnäckige Mahnen von Fingerle, Spanier und einigen anderen ist durchaus am Platz. Denn in der „Stille der 1950er Jahre“ (wie Rainer Blasius diese Zeitphase beschreibt) dominiert das Muster des Wegschauens. Das Verdrängen und Beschweigen soll in den Jahren des Wiederaufbaus eine unbelastete Gestaltung von Gegenwart und Zukunft erleichtern – und zwar frei vom Störfeuer quälender Bilder aus der Zeit vor 1945. Und doch lassen sich die Hypotheken der Vergangenheit nicht so einfach und nonchalant aus dem Weg räumen.

FOLIE 3 Ein markantes Datum in der Geschichte des Novembergedenkens ist schließlich der 20. Jahrestag der „Reichskristallnacht“. 1958 appellieren – wieder auf Initiative der *Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit* – Politiker und Überlebende im vollbesetzten Sophiensaal an Eltern, Lehrer und Universitätsprofessoren, die Jugend besser über die Geschichte des Dritten Reiches zu informieren. Neben Julius Spanier, der an die hassgeleitete Aggression des Nationalsozialismus erinnert, sprechen

der hochangesehene Mediziner Alfred Marchionini und der amtierende bayerische Landwirtschaftsminister Alois Hundhammer, der bereits 1933 einige Monate im Konzentrationslager Dachau verbringen musste.

Die Erinnerungszeichen des Jahres 1958 sind deshalb bemerkenswert, weil nun das Gedenken endlich auch im öffentlichen Raum sichtbar wird. Neben der Veranstaltung im Sophiensaal ziehen am 9. November 1958 etwa 200 Mitglieder der Gewerkschaftsjugend aus allen Teilen Bayerns in einem Schweigemarsch durch München, um am Denkmal der Geschwister Scholl in der Universität einen Kranz niederzulegen. Auf Transparenten bekennen sich die jungen Leute zu den Opfern des Nationalsozialismus und fordern „Wann werden die Verantwortlichen endlich zur Rechenschaft gezogen?“ An einer Feierstunde auf dem Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau nehmen anschließend insgesamt 500 Jugendliche teil. Das sind außergewöhnliche Zahlen, die in den nächsten Jahren noch deutlich steigen werden. Bei einer Gedenkfeier im November 1963 in Dachau zählt der Chronist sage und schreibe 5.000 jugendliche Teilnehmer – das sind Zahlen, von denen wir heute im Jahr 2015 nur noch träumen können.

Wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass das Novembergedenken heute keine Großveranstaltung mehr ist. Und doch hat sich der 9.

November in den letzten Jahren beinahe wie selbstverständlich als Gedenktermin verankert und gilt in breiten Kreisen der Bevölkerung als wichtigstes Datum der Erinnerung an nationalsozialistisches Unrecht und an die Leiden der Opfer. Dieser Prozess der Verstetigung beginnt in den frühen 1960er Jahren. Regelmäßig findet ab jetzt jedes Jahr im November mindestens eine Veranstaltung statt. Nach wie vor nehmen wenige Repräsentanten des Staates und der wichtigen öffentlichen Institutionen daran teil. Und immer noch kommen die maßgeblichen Impulse zur Erinnerung von Vertretern der Opfergruppen und von Überlebenden – insbesondere den jüdischen Gemeinden – sowie von politisch sensiblen Gruppierungen wie etwa der Gewerkschaftsjugend. Aber: wir beobachten, dass sich in den 1960er Jahren so etwas wie eine Tradition des Novembergedenkens formiert. Die Erinnerung an das Jahr 1938 schwächt sich nicht ab, sondern beginnt, sich zu institutionalisieren.

FOLIE 4 Begleitet wird dieser Prozess von neuen Formen der inhaltlichen Auseinandersetzung und der Herstellung von Öffentlichkeit. Im November 1968 zeigt das Münchner Stadtmuseum erstmals eine Ausstellung zum Thema. „30 Jahre Reichskristallnacht“ lautet der Titel der kleinen Schau, die der jüdische Medizinstudent David Wasserstein erarbeitet hat.

FOLIE 5 Das Format der Ausstellung dient in den folgenden Jahren immer

wieder dazu, die Ereignisse des November 1938 in Erinnerung zu rufen und diese Erinnerung auch über die naturgemäß begrenzte Momentaufnahme einer Gedenkveranstaltung hinaus wach zu halten. So auch am 50. Jahrestag. Im November 1988 können sich die Münchnerinnen und Münchner im Alten Rathaus – eben jenem historisch belasteten Ort – über Vorgeschichte und Folgen der „Reichskristallnacht“ informieren.

FOLIE 6 Das Stadtmuseum zeigt eine Ausstellung, mit der die Ereignisse vom November 1938 in den größeren Zusammenhang der rassistischen Politik des NS-Regimes gestellt werden.

Im Jahr darauf, 1989, gibt es wieder eine Ausstellung. In Saal der Israelitischen Kultusgemeinde an der Reichenbachstraße ist eine vom Stadtarchiv erarbeitete Ausstellung zu sehen. Erstmals stehen jetzt auch die Betroffenen selbst, die Opfer des Novemberpogroms, im Mittelpunkt. Mit diesem Projekt (konzipiert von Brigitte Schmidt) rückt ein wichtiges Bekenntnis in den Vordergrund: „Jeder Mensch hat einen Namen“. Die Ausstellung ist ein Plädoyer, die Namen der Opfer des nationalsozialistischen Rassismus nicht zu vergessen. Damit ist gewissermaßen schon 1989 das Leitmotiv für die später regelmäßig stattfindenden Namenlesungen am Gedenkstein der ehemaligen Hauptsynagoge formuliert.

FOLIE 7 In den 1970er und -80er Jahren beobachten wir eine Verbreiterung der gesellschaftlichen Akzeptanz des Gedenkens. Der 9. November wird nun – neben dem 17. Juni, dem „Tag der deutschen Einheit“ – zum prominentesten deutschen Gedenktermin. Hintergrund dieses Wandels ist zweifellos die Sensibilisierung breiter Bevölkerungskreise durch den Eichmann-Prozess, insbesondere aber durch den Frankfurter Auschwitz-Prozess während der 1960er Jahre. Die Erinnerung an die Novemberereignisse wird jetzt Teil der bundesdeutschen politischen Kultur und Teil des kollektiven Gedächtnisses. Stärker als in den Vorjahren beteiligen sich jetzt auch Politiker und Repräsentanten des öffentlichen Lebens an den Veranstaltungen – nicht immer, wie bei der Skandalrede des seinerzeitigen Bundestagspräsidenten Philipp Jenninger, agieren sie glücklich.

FOLIE 8 In den 1990er Jahren wandelt sich die Gedenkkultur erneut. Neue Erkenntnisse der historischen Forschung sorgen für eine stärkere Kontextualisierung des Ereignisses. Es werden zunehmend Fragen nach Schuld und Verantwortung aufgeworfen. Die topographische Verortung der Ereignisse gewinnt ebenso an Bedeutung, wie die Benennung von Opfern und von Tätern. Dazu kommt, dass die „Reichskristallnacht“ nicht mehr vornehmlich als isoliertes Ereignis gedeutet, sondern als ein zentrales Phänomen der Dynamik der nationalsozialistische Judenverfolgung erkannt wird. Zu beobachten

ist zudem eine signifikante Stärkung des bürgerschaftlichen Engagements – unzweifelhaft die Reaktion einer kritischen Öffentlichkeit auf den besorgniserregenden Rechtsextremismus jener Jahre. Stärker noch als zuvor rückt jetzt die Empathie mit den Opfern, die Würdigung der menschlichen Leidenserfahrung in den Mittelpunkt.

FOLIE 9 In München – aber auch in anderen Städten – beginnt man mit der Verlesung der Namen der Verfolgten, der Vertriebenen und der Ermordeten. Und es sind nicht nur die Namen, die in Erinnerung gerufen werden. Auch die Individualität, die Persönlichkeit, das soziale Umfeld der Betroffenen bekommen Kontur. Und weil den Menschen endlich ein Gesicht gegeben wird, bekommt auch die Ungeheuerlichkeit der damaligen Geschehnisse eine bislang ungeahnte Wucht und Wirkkraft.

Erinnerungskultur basiert auf den Erfahrungen der Vergangenheit, bezieht sich aber auf die Gegenwart und formuliert Aufträge für die Zukunft. Demokratiebewusstsein, Achtung der Menschenrechte, Toleranz, Respekt und Zivilcourage sind die zentralen Merkmale dieses Pflichtenhefts, das sich vom historischen Wissen um die Zerbrechlichkeit von politischen Ordnungskonzepten ableitet. Der Nationalsozialismus hat gezeigt, wie widerspruchslos und wie erfolgreich eine mörderische Ausgrenzungsgesellschaft etabliert

werden kann. In Anbetracht dieser Erfahrung ist es eine zentrale Aufgabe von Erinnerungskultur, die Statik des demokratischen Gebäudes stets im Blick zu behalten, diese abzusichern und nach allen Seiten stabil zu halten.

Die Frage, die wir uns in diesem Zusammenhang aber stellen müssen, lautet: haben unsere gegenwärtigen Formen des Gedenkens, haben die seit Jahrzehnten praktizierten Rituale des Erinnerns noch genügend Reichweite und Überzeugungskraft, um nachfolgende Generationen mit ihrem gewandelten Geschichtsbewusstsein, ihrem möglicherweise sogar entkernten historischen Wissen, anzusprechen? Dialog, Diskurs und Kommunikation, Erfahrungsaustausch und Informationsbeschaffung vollziehen sich heute zum großen Teil in sozialen Netzwerken. Nicht nur der Transfer von Wissen und die Deutung, die Interpretation von Informationen, sondern auch die Suche nach der eigenen, ganz persönlichen Standortbestimmung, die Beglaubigung von Werten, von Haltungen verlagert sich mehr und mehr in den virtuellen Raum. Es sind die flüchtigen sozialen Medien, die einen wichtigen Resonanzraum bilden, in dem sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts Geschichtsbewusstsein und Erinnerungskultur herausbilden.

FOLIE 10 Für uns heißt dass: Wir müssen darüber nachdenken, wie wir die Erinnerung an Rassismus und an entgrenzte Gewalt gegen

Menschen auch in Zukunft lebendig halten. Dass die Erinnerung tatsächlich auch eine Zukunft bekommt, ist die Aufgabe von uns allen. Wenn wir die Diskussion über diese Zukunft der Erinnerung nicht oder nur beiläufig führen, wird die Erinnerungskultur verkümmern und in absehbarer Zeit nur mehr akademisches Interesse auslösen – bei Historikern, Volkskundlern – und am Ende bei Archäologen.

Vor acht Jahren durfte ich schon einmal an dieser Stelle sprechen. Ich habe damals am Ende meines Beitrags ein kurzes Gedicht der Münchnerin Gerty Spies vorgelesen. Sein Titel: „Was ist des Unschuldigen Schuld?“ Ich hoffe, Sie sehen es mir nach, wenn ich auch heute mit diesem Text abschließe. In einer Zeit, in der Themen wie Vertreibung und Flucht die Tagespolitik dominieren, in der zahllose Schutzsuchende in Europa, in Deutschland, in München auf Sicherheit und Lebensperspektiven hoffen, und gleichzeitig ein bornierter dummer Mob auf öffentlichen Plätzen lautstark Reklame für eine fremdenfeindliche Ausgrenzungsgesellschaft machen kann, ist dieses Gedicht aktueller denn je. Ich möchte es Ihnen gerne auf den Nach-Hause-Weg mitgeben:

Was ist des Unschuldigen Schuld -
Wo beginnt sie?
Sie beginnt da,
Wo er gelassen, mit hängenden Armen
Schulterzuckend daneben steht,
Den Mantel zuknöpft, die Zigarette
Anzündet und spricht:

Da kann man nichts machen.
Seht, da beginnt des Unschuldigen Schuld.